

**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender

**Band:** 237 (1958)

## Werbung

### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

Von der Unterredung, die tags darauf auf dem Hofe Fäßlers stattfand, erfuhr die Öffentlichkeit nichts als das Ergebnis. „Der Fäßler hat nun einen scharfen Gegenkandidaten“, sagte der alte Zeller, als er abends im „Hecht“ einkehrte und zahlte, was das Zeug hielt. Bald sagten die Zechgenossen reihenweise, man habe nie verstanden, weshalb er an diesem vierschrötigen Kraftheier den Narren gefressen hatte. Der Gemeinderat sei schließlich kein Schützenverein und kein Schwingerverband, sondern man brauche Leute, die organisieren könnten. Der Fäßler habe es in der Schule nie zu einer anständigen Osterschrift gebracht, die man am Examen habe auflegen können, und mehr als den Kalender lese er jahraus, jahrein nicht, der alte Lehrer wisse warum. Er aber, er, der alterfahrene Zeller habe das Fest meisterhaft organisiert, daß man sich eigentlich wundere, warum ein solcher Mann nicht längst auf dem Landsgemeindestuhl oben stehe oder wenigstens im Gemeinderat sitze.

Im „Bären“ aber tafelte der Fäßler mit seinen Schwingern und Schützen, und sie redeten ihm zu, es wäre wohl das erste Mal, daß er einen Kampfsplatz zu fürchten hätte. Was jung sei in der Gemeinde und Mark in den Knochen habe, wisse, wenn die Stimme gebühre. Das alles klang so überzeugend, daß die Kellnerin dem Schwingerkönig vereis zu allen Ernstes „Gute Nacht, Herr Gemeinderat!“ sagte.

Johannes und Lisette sahen sich nie häufiger als in der Zeit, da der Vater seine Wahl mit allen Mitteln betrieb. Er kam drei Wochen vor dem Wahltag erst um Mitternacht nach Hause. So priesen die beiden Liebenden seinen politischen Ehrgeiz, der ihnen die schönsten Stunden des Beisammenseins verschaffte. Sie waren sich darüber einig, daß man den Wahltag abwarten und dann den Rat von Götti Grubenmann einholen wollte. Hatte dieser den Nebenbuhler aus dem Felde geschlagen, so konnte man auch auf seinen weitem Beistand zählen. Und daß der Vater endlich im Gemeinderat, so war er vielleicht zugänglicher.

Der Wahltag aber nahm einen ganz andern Verlauf, als die Stammtischbrunden dachten. Die Nachenschaften im „Hecht“ und im „Bären“ widerten viele Bürger an. Das gehe nicht mit rechten Dingen zu, sagten die Redlichen, es sei nicht gut, wenn eine Wirtsstube der Vorhof der Ratsstube sei. Diesen Geist müsse man nicht in den Rat eindringen lassen, sonst sei die Dorfpest der Bestechung da, und ein Übel ziehe das andere nach. Wer in Frankreich Soldat gewesen sei, könnte etwas davon erzählen, von der Pompabour und ähnlichem Gelichter. Es sei auch nicht gesagt, daß man erst mit zehn oder zwölf Kühen ratsfähig sei. Das Zusammenerben sei keine Heerei. Da sei aber der junge Johannes Tanner auf der Eidenegg, der habe mehr erwärbete Kühlein im Stall als geerbte. An solche Leute sollte man auch denken. Diese Stimmen mehrten sich, ohne daß Johannes in jenen seligen drei Wochen etwas davon ahnte. Jedenfalls rührte er nicht den kleinen Finger, um eine solche Bewegung zu beschleunigen. Lisette schien, sei es vom Grubenmann oder Nachbarin her, mehr zu wissen. Sie sagte aber ihrem

Siebsten kein Wort, so daß dieser ahnungslos in die Gemeindeversammlung kam, die in der Dorfkirche stattfand.

Dort gingen die Wogen hoch. Jeder der beiden Anwärter saß in einem Nest Getreuer und musterte die Scharen der erklärten Freunde und Gegner. Die beiden Heerhaufen im rechten und im linken Kirchenschiff mochten sich – ein Halbdutzend auf oder ab – etwa gleichkommen, so daß die Entscheidung in der sehr dicht besetzten Mitte fallen mußte, woher denn auch jeder der beiden Bewerber seinen Zuzug erhoffte. Nun zeigte es sich aber, daß nicht nur zwei, sondern gleich drei Lager bezogen worden waren, denn die Mitte stimmte wie ein Mann für Johannes Tanner, der so mehr Stimmen auf sich vereinigte als die beiden andern zusammen. Erst kam der Gemeindehauptmann, um ihm Glück zu wünschen, dann der Götti, der schelmisch sagte, er habe gar nicht gewußt, daß sich seine Kirche so gut als Wahlraum eigne. Und der dritte, der die Hände schüttelte, war – der graue Zeller, dem offenbar Johannes in dem Maße lieber geworden war, als er den Fäßler bodigen wollte. Er konnte es aber doch nicht unterlassen, zu sagen: „Ich habe immer gewußt, daß die Bisette noch einmal im Hause eines Gemeinderates wohnen wird!“ – „Ein Mann – ein Wort!“ sagte der junge Tanner, als er den Händedruck erwiderte.

Eine Viertelstunde später läuteten die Glocken die Wahlversammlung aus. Ein Jauchzer meldete Lisette den guten Verlauf, und eine halbe Stunde später sah sie ihren Vater und ihren Bräutigam zum Hof heraufsteigen.

Der Baumeister Grubenmann aber sah seine Dorfkirche im nächsten Herbst im schönsten Hochzeits schmuck. Als nach wiederum einem Jahr ein Büblein zu taufen war, übernahm der Greis gerne die Patenschaft eines zweiten Johannes Tanner, und die kleine Taufgesellschaft pflanzte damals den Rosenstrauch aus dem Garten auf den felsigen Vorsprung hinaus, wo ihn der Pate von seinem Heime aus sehen konnte.

Zum letzten Male sah der Meister den Busch auf dem Sonnensteig an einem lichten Junitag über und über mit Blüten besetzt. Lange schaute er in das Land hinaus, wo er so viele Firste errichtet und Siebel geschweift hatte. Junge Leute kamen zu einem Sonntag auf der Höhe zusammen und sahen den Mann wie einen guten Geist unter dem blühenden Strauch. „Da steht ja der Grubenmann unter dem Rosenbusch wie ein Pfarrer auf seiner Kanzel.“ Der Baumeister hörte es und sagte: „Ja, ich habe viele Kanzeln geplant und manche erbaut. Aber keine ist mir schöner geraten als diese, welche der Herrgott selber schuf und liebe Menschen schmückten. Singt von hier herab alle geistlichen und auch weltlichen Lieder, welche von Liebe und Rosen blühen.“ Lisette und Johannes waren von hinten herangetreten: „Wir haben zuerst in deiner Hüslibrugg zusammengesungen“, sagte Johannes, „und nun ist unsere Liebe aus dem Tobelgrund emporgestiegen auf diese lichte Höhe. Und wiederum sind unsere Säger von damals beisammen. Singen wir eins!“ – „Und so wollen wir zur Rosenkanzel Sorge tragen, Götti Grubenmann“, sagte Lisette mit einem frohen Blick auf ihren großen und ihren kleinen Johannes.